

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Und dann ließ sich der kleine Doktor schwer wieder in seinen Stuhl zurückfallen und versetzte mit einer Stimme, die ihm nicht mehr ganz gehorchte:

„Sie sagten vorher, Alphonse — worauf wir sinnen müßten, das sei ein Gegenschachzug gegen die Flucht der Regierung von Paris nach Bordeaux. Ein Gegenschachzug, durch den wir das gesunkene Selbstvertrauen der Nation wieder anfeuern und der Baisseespekulation das Wasser abgraben könnten.“

„Wir brauchen doch über diesen Gegenschachzug nicht mehr nachzustimmen, Doktor.“

„Ich verstehe nicht.“

„Mädchen, ich sage Ihnen doch — in der Dependence im abseits gelegenen Kavalleriehaus des Schlosses St. Chamant ist Oberkommando und Generalstab der XI. deutschen Armee einquartiert. . . derselben XI. deutschen Armee, deren zähe Offensive während der letzten Tage das Schlachtbild für uns so ungünstig verändert hat.“

Den kleinen Herrch hielt es nicht mehr auf seinem Plaze. Er war aufgesprungen — er wanderte mit ganz unwahrscheinlich großen Schritten kreuz und quer durch das Zimmer. Er geisterte mit den Armen aufgeregter in der Luft herum und blieb schließlich irgendwo, mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, stehen und murmelte:

„Mädel! Alphonse — seit wann haben Sie in sich das Talent zur Pythia entdeckt?“

Hinter seinem Rücken sprang ein kurzes scharfes fast belustigtes Lachen auf.

„Und seit wann haben Sie sich diese Schwerfälligkeit des Gehirns zugelegt, kleiner Doktor?“

Da fuhr der Besucher herum und schoß blichschnell auf Alphonse de Marsillargues zu und packte ihn bei irgendeinem Knopf und zerrte an dem herum und flüsterte:

„Neben, Mann! Nicht mehr diese spielerischen Worte und halben Gedanken, hinter denen man den Teufel welchen verdammten Sinn suchen könnte! Lassen sie das! Ich ertrag das nicht! Ich bin kein Dummkopf, aber ich bin auch nicht kaltblütig genug, Sie ohne weiteres zu verstehen.“

Und Alphonse de Marsillargues legte dem kleinen Herrn den Arm um die Schulter und zog ihn in eine ganz entfernte Fensterische und beugte sich zu ihm hinunter.

Und dann gab es ein paar Minuten, da nur flüsternde Stimmen und hastig aufflatternde Gegenrede im Zimmer war.

Dann verließ der Doktor Paul Darragon die Fensterische und kam langsam und schweren Schrittes in das

Zimmer zurück und suchte sich seinen Hut aus der Sofaecke hervor und hatte ganz große, seltsam dunkle Augen und sagte mit einer Stimme, die zwischen Hohn und Weinen schwankte:

„Die Marguerite. Ja, ja, Alphonse — ich gehe sofort zu ihr und schicke sie Ihnen. Es ist eine wahnsinnige Geschichte, die Sie da vorhaben. Ein höllischer Plan. Die Welt wird fröstelnd die Schultern zusammenziehen. Und der stolze deutsche Empereur wird zum erstenmal im Leben fühlen, was Angst heißt.“

„Ja, ja, Alphonse — anders ist es wohl nicht zu machen. Und wie gesagt — ich schicke Ihnen die Marguerite. Für Sie würde das Mädel ja selbst einen Engel aus der Hölle holen. Ja — die Marguerite.“

Er verließ das Zimmer . . . scheu und doch unsicher tastend wie ein Schlafwandler.

Alphonse de Marsillargues sah ihm mit kaltem Lächeln nach.

Eine Stunde später betrat Marguerite Barrel das Arbeitszimmer Alphonse de Marsillargues.

Er begrüßte sie herzlich; er war ihr beim Ablegen behilflich; er zog sie in seine Arme und küßte sie.

„Cherie — wie konntest du mich eine volle Stunde warten lassen!“

Marguerite Barrel war eine madonnenhaft sanfte Schönheit. Und die weichanschmiegende Verträumtheit ihres Wesens machte sich noch klarer bemerkbar wie sie in einen Sessel sank und glücklich lächelnd zu Alphonse de Marsillargues aufschaute.

„Alphonse — ich bin auf dem schnellsten Wege hergekommen.“

Er stand dicht neben ihr; er strich ihr mit der Hand leis begütigend über das Haar.

„Ja, weiß ja, Kind. Hast du dich sehr nach mir gesehnt?“

Sie griff nach seiner Hand. Ihre großen tiefblauen Augen wurden dunkel vor Leidenschaft.

„O, Alphonse — Paris war leer und tot!“

„Nun aber lebt es wieder, nicht wahr, kleine Marguerite?“

Unter gepreßten Atemzügen kam die glückselige Antwort:

„Ja, Alphonse — nun lebt es wieder! Nun ist es wieder mein altes schönes herrliches Paris!“

„Und es würde dir schwer fallen, Marguerite, dies Paris jetzt zu verlassen?“

Sie sah ihn an. Sie zog nur hilflos die Schultern hoch. Er aber definierte — immer in dem halbblauen zärtlichen Ton, der sie seit je vernarrt und verhext hatte:

„Ich sehe, Cherie, du verstehst mich nicht. Aber nimm einmal an, es gäbe irgendwelche Gründe, die mit dem Wunsch nahelegten, dich mit einer Mission zu beauftragen. Würdest du dagegen irgendwelche Bedenken haben?“

„Wenn es deinen Wünschen entspräche, Alphonse — nie!“
 „Also dann laß uns darüber reden, Marguerite.“

Er zog sich einen Stuhl heran; er ließ sich nieder; er griff nach ihren beiden Händen und hielt sie zwischen den Fingern, während er sprach:

„Sieh mal, Cherie — wir beide gehören doch zueinander. Schon seit Jahren. Wir haben uns kennen gelernt; wir lieben uns; und wenn dieser Krieg vorüber ist, dann sollst du meine entzückende kleine Frau werden. Das habe ich dir ja oft genug versprochen und ich weiß — du zweifelst nicht an meinen Worten.“

Sie hielt den Kopf tief gesenkt, als scheue sie sich, ihm in die Augen zu sehen.

Ein zartes jungmädchenhaftes Karmin überflog ihr Gesicht, als sie leis entgegnete:

„Nein, Alphonse — ich zweifle nicht daran. Ich träume täglich und stündlich von dieser Zeit des Glücks.“

„Ein Blick aber muß man sich verdienen, kleine Marguerite.“

„Ich will — o Alphonse, ich will es mir mit tausend Freuden verdienen.“

„Dazu sollst du Gelegenheit haben, Kind. Und nun höre:“

„Du weißt, ich war acht Tage verreist. Ich habe mich während dieser Zeit auf dem Schloß St. Chamant, das meiner verwitweten Cousine gehört, besuchsweise aufgehalten. Es liegt nur hundert Kilometer von der deutschen Schlachtfrent entfernt.“

Marguerite Barrel sah erschrocken auf.

„Nur hundert Kilometer, Alphonse? Aber weshalb hat deine Cousine das Schloß dann noch nicht verlassen und ist nach Paris gegangen?“

„Weil sie nicht allein das Schloß bewohnt, sondern dort lebt auch noch ihre Schwiegermutter, die Mutter ihres verstorbenen Vaters, eine sechsundsechzigjährige Greisin. Augenblicklich liegt die alte Dame schwerkrank und ist nicht transportfähig. Und aus Liebe zu ihr und Besorgnis trotz meine Cousine allen Gefahren und der Möglichkeit einer etwaigen Beschädigung des Schlosses.“

Marguerite Barrel ließ ihn nicht aus den Augen. Sie flüsterte:

„Ich kenne deine Cousine nicht, Alphonse. Aber sie muß ein Engel an Herzengüte sein.“

„Sie ist es, kleine Marguerite — trotzdem sie aus Deutschland zu uns gekommen. Wer laß mich weiter sprechen: —“

„Wannigfache Gründe, die ich dir im Augenblick nicht auseinandersetzen kann, haben während meines Aufenthalts in St. Chamant den Wunsch in mir reifen lassen, während der nächsten Monate dort einen Menschen zu wissen, der mir blindlings ergeben ist und auf den ich mich reflexlos verlassen kann. Nur du darfst und kannst dieser Mensch sein, Marguerite. Also versprich mir, sofern sich die Möglichkeit dazu bietet — daß du gewissermaßen in meinem Auftrage nach St. Chamant gehst und für die nächsten Monate dort leben willst.“

Das junge Mädchen strich sich mit verlorener Handbewegung über die Stirn. Sie begriff das alles nicht. Tausend Fragen und Gedanken drängten sich ihr auf. Und doch gab sie nur einem einzigen Raum.

„Weiß deine Cousine von diesem Plan, Alphonse?“

„Am Gotteswillen.“

„Aber wie willst du denn die Möglichkeit finden, mir einen längeren Aufenthalt in dem Schloß zu ermöglichen?“

„Auch darüber habe ich schon nachgedacht, Marguerite; und als glücklichste Lösung scheint es mir — ich schicke dich mit einem ausführlichen Brief zu meiner Cousine. Mit einem Brief des Inhalts — du setest Verfasserin, hättest beim Ausbruch des Krieges durch einen Unglücksfall deine beiden Eltern verloren und wärest jetzt eine mittellose Waise. Soweit ich meine Cousine kenne, wird sie sich mit tausend Freuden deiner annehmen und dir in ihrem Hause eine Stellung als Gesellschaftlerin oder Vorleserin oder ähnlich anweisen. Du wirst also ein durchaus behagliches Leben führen und eine herrliche Zeit verleben.“

„Aber Alphonse — dieser Brief wäre doch eine Lüge! Gewiß, ich bin Verfasserin und bin eine Waise; aber ich bin in Paris geboren und ernähre mich doch — wenn auch bescheiden, so doch ehrlich — als Puhmacherin; und überdies weißt du ja, daß mein Vater als Gerichtsaktuar gestorben ist, ich also aus einer sehr achtungswerten Familie stamme.“

Alphonse de Marfillargues hatte ihre Hände freigegeben, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schlug — wie stets, wenn er nervös wurde — die Beine übereinander.

„Versteh mich doch recht, Cherie — wenn ich meiner Cousine diesen tatsächlichen Sachverhalt schreibe, so läge doch nicht die mindeste Veranlassung für sie vor, dich in ihrem Hause aufzunehmen.“

„Aber weshalb soll sie es denn überhaupt tun. Welchen Wert und welchen Erfolg versprichtst du dir davon?“

Eine Sekunde stützte er vor ihren klaren fragenden unschuldsvollen Augen. Dann versetzte er kurz und fast mit leiser Schärfe:

„Ich verspreche mir davon, Marguerite, daß deine Anwesenheit auf St. Chamant für die Ausführung meiner Ideen notwendig und unbedingt erforderlich ist.“

„Und diese Ideen, Alphonse?“

Da kam in seine großen schwarzen Augen ein kaltes stechendes Licht.

„Diese Ideen, Marguerite, sind nur einige wenige Glieder in einer langen Kette von Arbeit und Aufopferung für unser Vaterland! In dieser Antwort laß dir solange genügen, bis es an der Zeit ist, dir nähere Mitteilungen zu machen. Und entscheide dich sofort — bist du bereit, meinem Wunsche zu entsprechen und nach St. Chamant zu gehen, sobald die Zeit gekommen?“

Da wagte sie keinen Einwand mehr.

Jemand in einem ganz versteckten Winkel ihres Herzens lebte etwas wie eine dumpfe Angst oder auch nur wie leise Besorgnis — vor dem Unverständlichen, das man von ihr verlangte und das sie nicht begriff — vor einer kaltblütigen Lüge.

Aber diese Lüge forderte von ihr ja Alphonse de Marfillargues.

Er — den sie liebte mit all ihrer Reinheit — er, in den sie sich verloren hatte — er, der sie in Vann geschlagen mit seinen großen zärtlichen Augen und seiner weichen Stimme und all seinen herrlichen Eigenschaften.

Alphonse verlangte diese Lüge; und Marguerite Barrel besaß nicht die Kraft, seinem Verlangen zu widerstehen.

Sie neigte demütig den Kopf und flüsterte:

„Ich bin bereit, Paris zu verlassen, wann du es von mir forderst, Alphonse!“

Waren das jetzt seltsame Tage auf St. Chamant. Drei Jahre lang hatte das Schloß still und wie verwunschen dagelegen; vergraben in der großen Stille ringsum und der felsam tiefen Weltabgeschiedenheit.

Drei Jahre — da die weiten prunkvollen Räume und Säle nur die junge schöne Marquise und eine alte gebückte Greisin sahen; drei Jahre — da nur das Rascheln und Klatschen eines Frauenkleides und der fast lautlose Schritt der Dienerschaft das vertraute Schweigen störte.

Und nun plöblich quillte aufgeföhrt, straffes, frischzugreifendes Leben durch die Zimmerfluchten des Schlosses, durch die weiten grünen dämmernden Gänge und Alleen des Parkes, durch das abseits gelegene, im Blochhausstil gehaltene Kavallerhaus.

Dort in der Dependence hatte Se. Excellenz der General der Infanterie, der Oberbefehlshaber der XI. deutschen Armee, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die im Erdgeschoß gelegenen Räume waren ihm zum Wohnen und Arbeiten eingerichtet worden, während in den oberen acht Zimmern sein Stab es sich nach Möglichkeit behaglich machte.

Auf der großen Allee aber, die vom Kavallerhaus quer durch den Park zum schweren gusseisernen Portal und weiter hinaus zur Chaussee führte — herrschte Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Das war ein ständiges Kommen und Gehen. Ordonanzoffiziere preschten den Kiesweg herauf, daß unter den Rufen ihrer Kutsche der Schotter spritzte. Motorradfahrer surrten vorüber; hin und wieder sogar brachte ein Kraftwagen des freiwilligen Automobilkorps zu kurzem Besuch und wichtiger Rücksprache mit dem Oberkommandierenden illustre Persönlichkeiten.

Die Funken hatten eine Station angelegt, hatten Telephon- und Telegraphenleitungen gezogen. Morseapparate arbeiteten. Telephonklingeln schritten unablässig durch die Nacht. Es war ein Kommen und Gehen, ein Gewimmel, ein Wirrwarr von Offizieren und Mänschaften und Pferden und Kraftwagen.

Hier im Kavallerhaus des Schlosses St. Chamant wohnte und arbeitete und dachte der Geist, der weit rück-

wärts in den langgezogenen endlosen deutschen Schützengräben am Rhein-Marne-Kanal jährlings Schnellfeuer aufstürmen ließ, der Artilleriestellungen und mit Geschützen bewehrte Positionen zu feuerpeinender Hölle machte, sobald es in den strategischen und taktischen Plan paßte. Hier wohnte der Geist, der den deutschen Sturmangriff oft unwiderstehlich vorwärts trieb, der markiges Gurra den englischen und französischen Schützengräben entgegenellen ließ.

Im Arbeitszimmer des Oberkommandierenden standen riesige Tische, auf deren Platten Karten festgenagelt waren; stapelten sich an den Wänden Bücherhaufen; saßen der Chef des Stabes mit seinen Leuten über Befehlskarten und Meldungen gebeugt; jagten Federn übers Papier; kirrten Offiziersorden an den Wänden aus und ein.

Und jeden Mittag versammelten sich im großen Bankettsaal des Schlosses um die Tafel die Herren des Generalstabes, soweit sie nicht dienstlich unterwegs waren oder in den Schützengräben gemeinsam mit den Leuten das frugale Essen aus der Soulaschanone verzehrten

(Fortsetzung folgt.)

Julius Sturm.

Zu seinem 100. Geburtstag, 21. Juli.

Wenn die Lyrik eines Volkes in ihrer Entwicklung durch die führenden Dichter der Gattung bestimmt wird, so verdankt sie die Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Töne und Individualitäten den bescheideneren Sängern. Mancher von diesen feuert nur ein Tübend Gedichte oder zwei bei, aber durch diese Beiträge hängen sie alle mit an jenem Schatz nationaler Lyrik, der als lebendiger Gesang in der Seele und der Erinnerung eines Volkes sich behauptet. Die Zahl solcher Gedichte von dauerhaftem Leben, die Julius Sturm unserer Lyrik geschenkt hat, ist keineswegs gering. Gleich die erste Sammlung, die seinen Dichternamen begründete, die „Krommen Lieder“ von 1852, eröffnete jene lyrische Perle „Gott grüße dich!“, in der dieser untrübe, in Süddeutschland ja noch heute allgemein gebräuchliche Gruß so zart und innvoll geäußert und besungen wurde. Die seine Parabel vom Bauer und seinem Sohne, von denen jener das Unkraut als Teufelswerk anlag, dieser aber über die vom Herrgott gemachte Bracht jubelt, wird durch die Wahrheit und Feinheit ihres Motivs immer anziehen, und in einer ganzen Reihe von Gedichten ist Sturm jene letzte Konzentration des lyrischen Gedankens gelungen, die ein Merkmal der Meisterschaft auf diesem Gebiete bildet. Dazu gehört „Das höchste Glück hat keine Lieder“, und mehr noch vielleicht das Gedicht: „O Liebe, deine Gedanken sind höher als Himmelsöh! O Liebe, deine Gedanken sind tiefer als See! O Liebe, deine Gedanken sind schneller als der Wind und leuchtender viel tausendmal als Sonnenstrahlen sind.“

Julius Sturm gehört zu jener Gruppe von Dichtern, deren Schaffen ein Rückschlag gegen den Nationalismus und Radikalismus der Jungdeutschen anzusehen ist. Vor falscher Freiheit und ihren Gefahren hat er sein Volk manchemal gemahnt, aber fern lag es ihm darum doch, ins alte romantische Land zurückzuführen: „Ihr könnt nur Dichter heißen als Söhne eurer Zeit“: so hat er den Romantikern warnend zugerufen. Den Grundton seiner Lyrik bildet eine tiefe und echte Religiosität, der jedoch alle Trümmerei fern liegt. Sie kommt nicht nur in Sturms zum Teil sehr wohlgeklungenen geistlichen Liedern zum Ausdruck, sondern schwingt in all seinen Gedichten als Unterton mit. Dabei aber blickt er mit hellen Augen in die Welt, genest und breißt ihre Güter, lebt und webt in der Natur. Die Töne, über die seine Lyrik gebot, waren mannigfaltig. Er hat sich auf dem Gebiet der Fabel und der Ballade mit Glück versucht und seine prächtige Erzählung aus dem Siebenjährigen Kriege „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ erfreut noch jetzt nicht nur die Kleinen in ihren Liehebüchern, sondern in nachdenklichen Stunden der Sammlung auch die Großen. Stark war Sturms vaterländisches Gefühl. „Deutschland für immer! Heißt mein Lied“: so hat er ausgerufen und die deutschen Einigungskriege von 1864 und 1870 hat er mit Liedern begleitet, die sich in der patriotischen Dichtung dieser Zeit mit allen Ehren behaupten. Durchweg hat seine Lyrik den Vorzug des Natürlichen, Gesunden; und zuweilen, in seinen besten Schöpfungen, ist ein Klang in ihnen, der an Meister Mörke erinnert — nicht umsonst ist Sturm in seiner jüngeren Hauslehrerzeit mit der schwäbischen Dichterschule in Fühlung getreten. Zur Kennzeichnung dieser Seite seiner Lyrik sei ein wenig bekanntes Lied von ihm hierher gesetzt, in dem die Müßigkeit des Lebens und Dichtens besonders schön zum Ausdruck gekommen ist: „Der Blütenbaum durchhaucht mit Duft die Linde, weiche Abendluft, der ich die Brust erschlossen; mein Herz wie eine Knappe liegt in Blütenräume eingewiegt, von Blütenduft umflossen. Da blickt der Mond ins stille Tal, und kaum hat sich ein milder Strahl in meine Brust ergossen, als auch mein Herz vom Traume erwacht, in heiligster Mondscheinmacht als Blüte sich erschlossen.“

Julius Sturm ist von Abstammung ein Thüringer. Als Sohn eines fürstlich reußischen Rates zu Köstritz geboren, erhielt er seine

Ausbildung in Gera und Jena, wo er Theologie studierte. Es folgten nach altem Theologienbräuche die Hauslehrerjahre, die ihn zunächst nach Weisbrom führten, wo er mit Justinus Kerner, Penau und anderen in Beziehung treten konnte. Späterhin ward er Erzieher eines reußischen Erbprinzen, um dann seit 1850 in die Pfarrlaufbahn überzugehen, die ihn wieder nach seinem Geburtsorte Köstritz führte. Kurz vor der Vollendung seines 80. Lebensjahres ist er am 2. Mai 1896 als Geheimrat verstorben. Seine dichterische Laufbahn reicht von 1852 bis zu seinem Lebensende; noch nach seinem Tode ist aus seinem Nachlasse ein Bändchen Gedichte „In Freud und Leid“ herausgegeben worden.

Gefottene Eier.

Durchhalten, auch durch wirtschaftliche Schwierigkeiten, bis zum siegreichen Ende! Die Hausfrauen jagt sich's von Tag zu Tag und stehen wie Soldaten in ihren Küchen zwischen Pfannen und Kochlöfeln, um durch tausend Mühen den wirtschaftlichen Feldzug zum Siege zu führen. Das Brauen ohne Fett, das Kochen ohne Kohle, das Einmachen ohne Zucker ist ihnen längst kein Geheimnis mehr, und die anfangs so verwirrenden Zeichen der Milch-, Brot-, Fett-, Fleisch- und Zuckerarten haben sich mit der Zeit in ihrem Sinn zu hinreichend Kochrezepten zusammengeäußert.

Auch wir in unserem eifässigen Städtchen hatten uns in alles gefunden und zuguterletzt noch in unsern Herzen mit dem Eiergenuß abgeschlossen, als es eines Tages streng gemessene Eierarten gegeben hatte. Seither leben die Eierkuchen-, Eierausläufe, Eiercremes mit den ungezählten Eiern nur noch in Erinnerung, und es galt auch in dem Reich der Süßher hauszuhalten.

Da wollte es eines Morgens ein gültiger Zufall, daß eine Freundin mir ins Ohr warnte, daß in einem Geschäft insofern einer kleinen Feuersbrunst 1000 durch den Rauch leicht geschädigte Eier ohne Karten erhältlich seien. Aber ich müsse mich beeilen; denn die nötigen eingewickelten Papiere seien nämlich eingekauft, und wenn es erst in weiteren Kreisen bekannt wurde, dann — Sie suchte die Adressen, und ich verhand. Ja, dann gab es vor dem Laden wieder die lange Kolonade, und nach zweitägigem Warten würd' von ihnen eine wohlwollende Stimme erschallen: „Bedauere — es gibt keine Eier mehr!“ Und dann würde wieder das weiche Schluß mit dem „Eier ausverkauft“ herausgehängt werden! Das trat alles ganz deutlich im Bruchteil einer Sekunde vor meine Augen.

Die gute Freundin ließ mir das Geld, Schirm und Marktkorb lieh ich in einem Geschäft stehen, um, durch nichts behindert, zur kostbaren Eierhandhütte zu laufen. Ja, zu laufen; denn die Angst, es könnten mir andere zuvorkommen, sah mir in den Schuhschellen. Eydlich war der Speisekasten erreicht. Und steht, in einem großen Korb, auf Stroh hübsch nebeneinander gebettet, lagen noch etwa 200 Eier, die, trotz der verächtlich Gesichter, freundlich und verheißungsvoll blickten. Andere Käufer drängten mir nach. Allen bestätigte das Fräulein, daß die Eier gut seien. Ich aber legte die Hand auf den Korb und bat um 70 Eier. Auf die mürrischen Gesichter und entrüsteten Worten der Umstehenden achtete ich nicht. Mit einem Gefühl von Wonne vernahm ich nur das Zählen des Lagerfräuleins: Zwei — vier — sechs — und so weiter bis siebzig! Das würde auf lange, lange Zeit Nahrung, Spiegel- und weiche Eier geben! Inzwischen war das Gedränge gebrochen, und ich hatte Milch, an der Kasse anzukommen und meinen köstlichen Schatz zu zahlen. Zeit freilich brauchte keine Angst mehr meine Schritte zu beschleunigen. In meinem Herzen stimmte ich ein Loblied auf die Fräulein an, der ich diese Eier verdankte, und schenkte langsam nach Haus.

Untervwegs lehrte ich beim Wegger ein. Dort aber machte ich die unliebliche Entdeckung, daß ich in dem Menschentrübel in der Gerhandlung meine Fleischkarte verloren hatte. Eine telefonische Anfrage führte zu keinem Ergebnis. Die Karte war spurlos verschwunden, und 10 Tage lang würde ich keinen Bissen Fleisch kaufen können. Ueber dieses Mißgeschick half mir nur der Gedanke an meine siebzig Eier hinweg, die mir ja für den Verlust Ersatz bieten würden.

Siebzig frische Eier! Wir standen zu Dritt in der Küche, mein Mann, die erfahrene Kochperle Lina und ich, und sagten die neger-schwarzen Süßherkinder an. Die Kochperle wagte einen leisen Einwand. Da die Eier auch alle roh seien? Roh? Daraus hatte ich gar nicht gedacht. Das mußte gleich erprobt werden. Das erste Ei wurde aufgeschlagen. Es war steinhart. Das zweite ebenso. Das dritte dergleichen. Wöllig beärgert sah ich dem graulichen Spiel zu. Die Dose der Feuersbrunst hatte ohne menschliches Zutun die Eier hart gefottet.

Ich habe mich nur langsam von dem Schlag erholt. Natürlich hat sich die Fleischkarte nicht wiedergemündet, und wir waren zehn Tage lang ganz auf unsere siebzig harten Eier angewiesen. Schließlich, als wir sie auf unserem Tisch fast nicht mehr sehen konnten, haben wir sie zur Abwechslung rot, blau und gelb gefärbt. Das sollte uns an die Kindheit und den Osterhasen erinnern und uns von dem Eiernecker ablenken. Es half aber nicht viel, und als die neuen Fleischarten kamen, hatten wir uns die Eier so gründlich übergefressen, daß wir die Einschränkungen durch die Eierarten nicht mehr als Entbehrung, sondern als Wohltat empfanden. Und ich meine, das war von der ganzen Geschichte der größte Nutzen.

D. S. H. E. D.

Vermischtes.

„Welch entzückender Abend!...“ Ein ausnahmsweise unregelmäßiges, dafür aber auch recht unterhaltendes Gesprächchen weiß „Paris-Midi“ aus dem Hause des französischen Generals Lyautey zu berichten. Der General pflegte seine Mußestunden völlig seiner Viehhaberei für Tiere zu widmen, und er hielt sich stets einen dreiflügeligen Affen und einen Papagei, die er selbst auf Reisen mitnahm. Während der Affe nach Ansicht des französischen Blattes ein Wunder an Verstand und Geschicklichkeit war, zeigte sich der Papagei weniger gelehrt, da er trotz aller Bemühungen in seinen sprachlichen Kenntnissen nicht über den einen Satz hinauskam: „Welch entzückender Abend!“ Warum ausgerechnet dieser Satz dem Tier gefiel, ist nicht aufgeklärt. Tatsache aber ist, daß der Papagei nur diese Worte zu sprechen vermochte. Eines Abends nun begab sich General Lyautey zu einem Feste, und er beging die Unvorsichtigkeit, seine beiden Hausgenossen unbewacht in demselben Zimmer zurückzulassen. Als er spät nach Mitternacht wieder heimkehrte, bot sich dem militärischen Tierfreund ein Bild des Schreckens. Der Affe hatte sich mit einer Unzahl dunkler Papageifedern geschmückt und betrachtete im Spiegel grinsend diesen neuen Schmuck, während der Papagei völlig gerupft auf die höchste Krone der Lampe geflohen war und mit im Todesstampe röhrender Stimme krächzte: „Welch entzückender Abend!“ Seit dieser Zeit soll General Lyautey auf derlei Freuden im Hause verzichtet haben.

Vühertisch.

— „Die Türkei“ von Paul H. Krause, Kaiserl. ottom. Regierungsrat a. D. „Aus Natur und Geisteswelt“, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Band 469. Mit 2 Karten im Text und auf 1 Tafel (III und 136 S.) Gebestet M. 1.—, gebd. M. 1.25. Verlag V. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916.

— Deutscher Wille (Kunstwart). Erstes Jahrbuch 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 M. Verlag von Georg D. W. Callweg, München.) Im Leiter „Reisezeit-Heimatzeit“ behandelt der Herausgeber, Ferdinand Avenarius, die Frage des Heimatsehns als Pflege eines gemeinsamen Volksgutes. Man dürfe Heimatwerte, die ja Volkskraft bedeuten, nicht durch privatkapitalistische Sonderinteressen vernichten lassen. — Der österreichische Reichsratsabgeordnete Franz Jester führt im Anschluß an den 50. Jahrestag der Schlacht von Königgrätz aus, wie sich das Verhältnis der Deutschösterreicher zum Staate Oesterreich und zum Deutschen Reiche seither gestaltet hat. — Wolfgang Schumann gibt einen kritischen Ueberblick über eine Anzahl neuerer „soziologischer Romane und Novellen“. — Avenarius fordert in einem Aufsatz „Neuer Photographen-Kunstdienst“ die Viehhaberphotographen auf, ihr Können in den Dienst der alten deutschen Kunst, besonders der Plastik, zu stellen, denn von diesen Werken gäbe es in den meisten Fällen keine befriedigenden Wiedergaben. — Professor D. Friedrich Niebergall behandelt die Persönlichkeit und das Wirken Adolf Diesterwegs. — Es folgt ein bisher unveröffentlichter Gedichtzyklus von Avenarius unter dem Titel „Sommer-Frieden“. Aus der Rundschau nennen wir folgende Themen: Zur Reichskanzler-Rede vom 5. Juni. Pausen im Gedichtrythmus. Neue Bücher über Musik. Die Börse als moralische Instanz. Der Bauer als Welthaltmann, der Bauer als Helfer. Der Weg der Kriegerheimstätten. Krieg und Kinderkräfte. Zu der Münchener Erklärung gegen F. W. Foerster. Ein deutscher Verband für Volksbildung. — Die Bilderbeilagen bringen eine farbige Wiedergabe von Clarita Meyers „kriegerischer Bauernstube“, Ferdinand Staegers „Schöne Zeiten“ und vier wissenschaftliche Aufnahmen von der berühmten Plastik des Westchors des Naumburger Domes. Die Notenbeilage enthält eine Arie aus Paendels „Judas Makkabäus“ in der Neubearbeitung von Hermann Steghani.

— „Unser Burgfriede“ betitelt Hans v. Wolzogen einen Leitartikel in der von Wilhelm Kiefer herausgegebenen Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben „Bühne und Welt“. Ueber H. St. Chamberlains „Politische Ideale“ schreibt Armond Crommelin eine Abhandlung. Einem gefallenem Kriegsfreiwilligen setzt Karl Hensel ein Denkmal. Anton Dhorn bringt ein interessantes Kapitel aus den schriftstellerischen Erfahrungen seines Lebens. Neben einer eingehenden philosophischen Abhandlung über „Peer Gynt“ von Dietrich Eckart bringt das Heft eine Würdigung des Bismarck-Romans von Karl Bleibtreu. Der Preis des Heftes beträgt 60 Pfg., ein Halbjahresbezug 3,50 M. durch jede Buchhandlung, die Post und den Verlag von „Bühne und Welt“, Hamburg 38.

— Handausgabe des Gebeh- und Verordnungsblattes für die okkupierten Gebiete Belgiens. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in den besetzten Gebieten Belgiens hat der Umfang der gesetzgeberischen Tätigkeit den Wunsch nach einer übersichtlichen Sammlung der seit Beginn des Krieges erlassenen Gehege und Verordnungen aufgenommen lassen. Während aber in Deutschland bisher lediglich private Sammlungen der Kriegsverordnungen bestehen, hat die deutsche Verwaltung in Belgien in dem kürzlich erschienenen ersten Band der Handausgabe des Gebeh- und Verordnungsblattes für die okkupierten Gebiete

Belgiens* (Buchhandlung Misch & Thron, Brüssel, Koningstraat 126, den Grund zu einem großen amtlichen Sammelwerk der von ihr erlassenen Bestimmungen gelegt. Die von der Politischen Abteilung bei dem Generalgouverneur in Belgien herausgegebene „Handausgabe“, die von Gerichtsassessor Otto Spengler bearbeitet ist, druckt in Band I nur den deutschen Text der für die besetzten Gebiete Belgiens erlassenen Verordnungen und Bekanntmachungen aus der Zeit vom 2. September 1914 bis 31. Dezember 1915 ab. In einem Anhang zu der Handausgabe sind die nicht im Gebeh- und Verordnungsblatt veröffentlichten Verordnungen und Bekanntmachungen zusammengestellt, die in späteren im Verordnungsblatt erschienenen Verordnungen erwähnt sind. Die „Handausgabe“ kann von der Buchhandlung Misch & Thron, Brüssel, Koningstraat 126, bezogen werden.

— Das Gebiet der Tierpsychologie hat durch die in den letzten Jahren schnell bekannt gewordenen Rechenleistungen der Elberfelder Pferde und des klugen Hans (Pferd des Herrn von Osten) einen bedeutenden Umfang gewonnen. So sind auch mit Affen ähnliche Versuche durchgeführt und zu interessanten Untersuchungen erweitert worden. Der bekannte Psychologe, Professor Dr. Karl Marbe, Vorstand des psychologischen Instituts der Universität Würzburg, hat die Rechenkunst der Schimpansin Basso im Frankfurter Zoologischen Garten geprüft und dabei wertvolle Tatsachen zusammengestellt, die er als drittes Heft im IV. Bande der Zeitschrift „Fortschritte der Psychologie“ (Verlag V. G. Teubner) veröffentlicht hat. Wir lassen einen Abschnitt daraus folgen: Durch mancherlei Beobachtungen war ich zu einer Hypothese gelangt, an die ich die Fortsetzung der Versuche anzuschließen beschloß. Ich war nämlich auf die Idee gekommen, der Wärtter stelle seinen Körper bei jeder Fragestellung unwillkürlich so ein, daß die der Aufgabe entsprechende Tafel von der Medianebene seines Kopfes durchschnitten wurde. Zur Prüfung meiner Hypothese führte ich zunächst folgende Versuche aus. Ich ließ den Wärtter 10 Rechenaufgaben stellen. Vor jeder Aufgabe legte ich jedoch selbst die 10 Tafeln auf den Tisch. Nachdem Basso reagiert hatte, packte ich die Tafeln wieder zusammen und mischte sie, ähnlich wie Spielkarten, durcheinander, um sie dann von neuem wieder aufzulegen. Vor jeder Frage des Wärtters stellte ich dann diesen so ein, daß die Medianebene seines Kopfes, welcher der ganze Körper unwillkürlich bis zu einem gewissen Grade folgte, eine ganz bestimmte, von mir in Aussicht genommene Tafel und nur diese kreuzte. Natürlich mußte ich schon beim Auslegen der Tafeln auf die Möglichkeit, diese Einstellung zu bewerkstelligen, Rücksicht nehmen, d. h. ich mußte die Tafeln jeweils so legen, daß es mir möglich war, nur eine durch die Medianebene des Kopfes des Wärtters kreuzen zu lassen. Im übrigen legte ich die fragliche Tafel regellos bald mehr nach links, bald mehr nach rechts, bald ungefähr in die Mitte des Tisches. Der Wärtter durfte natürlich keine Tafel ansehen, sondern er mußte, wie bei den üblichen Vorführungen Basso, über den Tisch hinweg nach dem Publikum starren. Die Versuche führten zu folgenden Resultaten: Nicht ein einziges Mal war die von Basso angegebene Zahl richtig, jedesmal aber hob Basso diejenige Tafel auf, die von der Medianebene des Kopfes des Wärtters geschnitten wurde. Durch diese Versuche, die ich mit einigen Modifikationen und gleichem Erfolge wiederholt habe, ist zweifellos bewiesen, daß Basso bei der Auswahl der von ihr aufgegebenen Tafeln wesentlich durch die Lage dieser Tafeln zur Medianebene des Kopfes des Wärtters bestimmt wird. Jedenfalls dürfen wir sagen: Von einem automatischen oder wirklichen Rechnen Basso's kann nicht die Rede sein. Sie rechnet weder automatisch, noch selbstständig, noch verfügt sie gar über ein geheimnisvolles natürliches Rechnen. Sie reagiert offenbar nur auf bestimmte, unwillkürliche Zeichen, unter denen jedenfalls die Einstellung der Medianebene des Wärtters bedeutsam ist.

Silbenrätzel.

a, bad, fa, fal, ga, han, i, jo, la, li, me, mor, na, ni, nis, o, ra, ra, rang, rau, sa, schar, so, stalt, ta, tan, te, ter, th, tur, u, u, ul, va, wit.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen elf Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines Dichters* und den Titel eines seiner Werke bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Böhmisches Vadeort.
2. Einen Baum.
3. Naturforscher des 18. Jahrhunderts.
4. Biblischen Namen.
5. Eine der neun Musen.
6. Stadt in der Niederlausitz.
7. Urtürkische Bezeichnung für eine des Gatten beraubte Frau.
8. Ein Tier.
9. Ein Bildungsmittel.
10. Eine Naturerscheinung.
11. Römische Figur bei Shakespears.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.
Kamm, Lamm, Damm.